# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 273. Posen, den 27. November 1928. 2. Jahrg.



## Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(4. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Er hob die Schultern ein wenig. „Es wär' immerhin die Frage. Natürlich, an amo und Virgil liegt es nicht. Aber es könnte dadurch eine gewisse, dem Fraulichen nicht günstige Geistesrichtung befördert werden. Ganz abgesehen von der Gefahr der Halbbildung. Ich glaube nicht, daß euch Mädchen heute schon wie dem Manne aus höherer Bildung eine moralischer Gewinn erwächst. Bitte, empör dich nicht und laß mich ausreden! Ein studierendes junges Mädchen ist heute noch die Ausnahme; es begegnet hundert Vorurteilen. Es leidet darunter oder setzt sich trotzig darüber hinweg. Es lernt sich jedenfalls als etwas Apartes fühlen, als etwas nicht Alltägliches, etwas Besonderes. Es kommt leicht dazu, unter dem ständigen Anreiz der ihr entgegengebrachten Vorurteile ihrerseits mit Hochmut und Verachtung auf diejenigen herabzusehen, die anders sind als sie . . . auf sie herabzusehen, wie auf Zurückgebliebene. Und ihr größeres Wissen ist dann die natürliche Nährquelle ihrer Eitelkeit. So meine ich es, wenn ich sage, daß unsern jungen Damen aus einer höheren Bildung heraus oft kein moralischer Gewinn erwächst, daß im Gegenteil ziemlich häufig eine sittliche Verbildung damit Hand in Hand geht . . . Halt, halt!“ wehrte er ab, als sie ihn unterbrechen wollte, „— ich kenn' deinen Einwurf im Vorhinein. Du meinst: das sei die Schuld der Verhältnisse. Zugegeben! Aber der Effekt ist derselbe. Und die Schlußfolgerung auf dich liegt nahe. Du bist sowieso ein recht eigenes Menschenkind. Und ich fürchte — ich fürchte, das Studieren bekommt dir nicht. Auf Ehre und Gewissen, Christel: wir sind ein bißchen hochmütig — he?“

Sie war langsam rot geworden. Ein stiller Trotz lag in ihren Augen. Daneben eine Verlegenheit, die sich verbergen wollte. So sah sie den Vater an.

„Nun?“ fragte er.

„Wie soll ich darauf antworten? Ich denk', je mehr man weiß, um so bescheidener wird man. Und wenn es nur das ist — —!“

„Es ist nicht nur das,“ erwiderte er. „Aber zu dem einen Bedenken kommt ein zweites. Hättest du Ilses Natur — na, in Gottes Namen . . . versuch dein Heil! Doch du bist schwächlich . . . ein wahres Heimchen. Du darfst auf deine Gesundheit nicht losgehen. Du sollst nicht über Büchern hocken, sondern dich draußen rumtreiben . . . im Park . . . dich in der Wirtschaft körperlich ausarbeiten, meinetwegen dich langweilen —“

„Und Eisen nehmen,“ fiel sie heftig und bitter ein. „Nein, Papa — das ist die Weisheit meines lieben Bruders. Und wenn etwas falsch ist, so ist **das** falsch! Sag' doch selbst: wann hat **mir** mal 'was gefehlt? Wann war ich denn mal krank? bitte!“

Der alte Professor schüttelte den Kopf und sah sich rings um.

„Schade, daß ich keinen Spiegel da hab' . . . du brauchtest bloß mal 'reinzugucken. Blaß, blutarm, Schatten unter den Augen —“

„Weil ich schlecht geschlafen hab',“ sagte sie rasch und trotzig. „Und weshalb schlaf' ich schlecht? Weil ich mich nicht so betätigen kann, wie ich möchte. Das muß einen natürlich kaput und nervös machen.“

Mit einem kleinen Seufzer der Ungeduld hatte ihr Vater sie angehört.

„Liebes Kind, in solchen Fällen muß ich dem Arzt glauben. Und Walters Meinung kennst du ja, so ärgerlich sie dir ist.“

Sie preßte die Lippen zusammen und ließ den Schaukelstuhl los. Er wippte noch ein paarmal her und hin.

„Ist das dein letztes Wort, Papa?“

„Ja . . . vorläufig wenigstens. Wir können uns im Herbst ja wieder sprechen.“

Sie machte eine müde Bewegung. „Dann lohnt es sich bald nicht mehr.“

Und mit einem Male überkam sie jäh der Schmerz, daß nun wieder alles erfolglos gewesen war. Ihre Lippen zuckten. Sie schluckte krampfhaft und neigte tief das Haupt.

Aber sie konnt' es nicht hindern, daß ihr ein paar schwere Tränen, die sie nicht zu halten vermochte, über die Backen rannen.

Ihr Vater sah es. Er hob die Hände in einer unsicher ängstlichen Art und machte eine Bewegung, als wollt' er auf sie zukommen, sie unters Kinn fassen, ihr übers Haar streichen. Aber es blieb bei der flüchtigen Bewegung. Er wandte sich und trat ans Fenster. Dort zog er mechanisch den bunten Store vor.

So ward es im Raum dämmeriger.

Lütting hatte sich seit vorhin noch nicht geregt. Sie stand noch immer mit lose herabhängenden Armen da. Kein Blick traf den Vater.

Er hatte sich an den Schreibtisch gelehnt. Es war ihm, als müsse er ihr noch etwas geben. Aber er fand keine Worte. Doch als er so zu ihr hinüberblickte, gleichsam suchend, und sie dastehen sah, fühlte er tief innen, wie sehr sie doch sein Kind war. Mit ihr stand ein Stück seiner Jugend vor ihm, seine trotzige Hoffnung, ein Teil seines Wesens, dem eine unerklärliche Macht auch ein ähnliches Streben und Sinnen eingepflanzt.

Es war ein seltsames und seltenes Empfinden, das sich in dieser Minute aus den Tiefen emporrang. Er kannte es kaum . . . er hatte für andre immer so wenig Zeit gehabt. Nun wollt' er instinktiv ihm wehren und es bändigen, aber es war stärker als er.

Und plötzlich schauerte er leicht. Nein, nein, sie sollte diesen Dornenweg nicht gehen! Es war an **einem** Opfer genug.

Er blickte wieder in Fernen, und auf seinem Gesichte erschien ein Zug, als litte er Schmerzen.

„Ich weiß nicht,“ sagte er mit einem Male, seltsam, als spreche etwas Fremdes aus ihm, „ob du mich verstehen wirst. Es ist nichts für die Jugend, . . . Jugend hofft und glaubt. Es ist gut so.“

Und stammelnd, schwer und langsam, als ringe es sich wider seinen Willen über seine Lippen, als steige es zum ersten Male aus Gründen und kleide sich in das Gewand der Worte: „Sie sagen, die Wissenschaft befreit

Sie sagen, sie erhebt, sie hält, sie tröstet. — Ja, für Stunden . . . für begnadete Naturen. Aber es gibt andre, die sie zermürbt, zerquält, zerreibt. Es ist die letzte und größte Enttäuschung. In der Jugend, da ist es wie ein klarer Bach: Komm her, trinke, bade, spül dich frei! Aber dann zieht es dich weiter, und es wird das Meer, und die Ufer sind keine Ufer, sondern nur Täuschung, und alle Grenzen fliehen, und alle Ziele schwanken und werden Trug, und wie man sich quält, strebt, ringt — zuletzt weiß man, daß es hoffnungslos ist. Du wolltest trinken, und du ertrinkst."

Er schwieg. „Laß es sein, Kind," sagte er tonlos.

Ueber Lütting war ein jähes Zittern und Erschrecken gekommen. Ihr Gesicht stand in dunkler Röte. Sie fühlte, wie es flammte und brannte von einem Ohr zum andern. Und über Schmerz und Trotz wuchs alles überströmend die Scham. Eine tiefe Scham des Herzens, die ihr die Zunge band und lähmte, die ihr nicht erlaubte aufzusehen, die sie bewegungslos an den Platz bannte, auf dem sie stand, obschon es in ihr aufschwoll, als müsse sie zu ihrem Vater gehen und in Weh und tiefem Ahnen ihren Kopf an seiner Schulter bergen.

Immer größer ward das Schweigen. Sie wagte nicht, sich zu wenden. Sie fürchtete sich vor dem ersten Laut, der jetzt aufklingen würde. Sie hielt ihren schweren Atem zurück.

Da strich sich der Vater rasch über Stirn und Haar — mit der alten nervösen Bewegung.

„Geh jetzt," sagte er.

Und sie, blutrot noch immer, wandte sich wortlos und ging.

## IV.

Eine halbe Woche später atmete alles im Hoermannschen Hause freier und fröhlicher: der afrikanische Brief brachte gute Nachrichten, und Kunkel hißte wirklich bewegten Herzens die Fahne. Er hatte den Spott Walters für Ernst genommen.

„Du hast Glück," sagte Ilse Hoermann zu ihrem Bruder. „Dein Geburtstag verspricht nett zu werden."

„Ja, wenn das Wetter schön bleibt —!"

Aber das Wetter blieb schön. Und als der lange Crusius am Nachmittag des ersten Mai durch die Straße ging, um Richard Wilke abzuholen, brannte ihm die Sonne auf den Pelz, und seitlich vor ihm schwankte riesenlang sein Schatten.

Er war in einer gelinden Aufregung, die ihn beflügelte. Denn wenn es irgend anging, wollte er heute mit Ilse Hoermann reden und ihr von Lene Beyer erzählen — von seinem Leben und dem Inhalt, den es hatte und der ihm nicht verloren gehen durfte.

Richard Wilke brauchte davon nichts zu wissen.

Er war mittlerweile vor dem Hause angelangt, in dem der Kollege wohnte, und nahm mit seinen langen Beinen die Treppe in wenigen Sätzen.

Da hielt er plötzlich an.

Richard Wilke sang, er sang mit Wehmut und Inbrunst. Es erfüllte die ganze Etage, es brach sich schauerlich im Treppenhaus.

„Der Frühling blüht auf Hald' und Heid'
Auch ich möcht' einmal blü-hü-hen!"

Dann kam ein Tongewoge mit durchklingendem Leitmotiv, worauf sich die ganze Geschichte wiederholte. Denn es war eine Eigentümlichkeit Richard Wilkes, daß er gläubig und machtvoll nur immer dieselbe Strophe sang. Den Text der andern hatte er regelmäßig vergessen, doch das, was er konnte, genügte ihm und ersetzte ihm alles. Man fühlte trotz der ständigen Wiederholung die ungeschwächte Innigkeit.

Unschlüssig stand der lange Crusius eine Weile vor der Korridortür, ehe er klingelte. Bei dem scharfen Glockenzeichen brach der Gesang jäh ab, Schritte schlurrten näher, Richard Wilke öffnete selber.

„Ich hab' noch Morgenschuhe an, Crusius. Es wird Sie hoffentlich nicht in Ihren heiligsten Gefühlen kränken — wie?"

„Das weniger, aber ich stör' Sie im Singen. Bitte" — er hing seinen Hut an den Haken — „tun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre, und blühen Sie weiter."

„Hört man das bis draußen?" sagte Richard Wilke mit einem Seitenblick. „Na, und wenn schon! Ich sing' ja nicht berühmt, aber es gefällt mir. Und Ilse Hoermann hat entschieden verleumdet; sie behauptet nämlich . . . so . . . da sind Zigarren, nehmen Sie nur, sie sind rauchbar . . . behauptet nämlich, ich hätte für alles nur zwei Melodien: „Hans Joachim von Zieten" und dann: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein". Nun können Sie doch mit gutem Gewissen bezeugen, daß Sie 'ne dritte gehört haben."

Aber mit innerlichem Lachen schüttelte der Lange den Kopf.

„Es war wieder das Wanderlied, lieber Kollege. „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein", nur ein bißchen schleppender und klagender. Probieren Sie nur mal!"

„So? Komisch, komisch!" Er seufzte resigniert auf. „Dann ist es mit der dritten Melodie also vorläufig Essig; mir gelingt wahrhaftig alles vorbei. — Hier," sagte er und nahm ein paar Bücher von der Chaiselongue, „strecken Sie sich aus. Hat mir meine Wirtin vor vierzehn Tagen spendiert. Es liegt sich großartig drauf. Das alte Sofa ging auch wirklich nicht mehr. Die reinste Alpenkarte im Hochrelief."

Er ächzte, bückte sich und holte unterm Bett seine Stiefel vor, während Crusius seine langen Beine unterbrachte und ihn beobachtete.

„Sagen Sie mal, Wilke — fehlt Ihnen was? Sind Sie verstimmt? Oder verkatert? Was ist los?"

„Mit mir?" Er hatte schon ein Bein hochgezogen und einen Stiefel an der Strippe gefaßt . . . nun ließ er ihn wieder los. „Was soll mir denn fehlen? Gar nichts. Oder doch was! Wie Sie wollen! Es ist gut, daß Sie mich unter Menschen schleppen. Heut' am ersten Mai wär' ich nicht gern allein geblieben. Denn alles, was Berlin ausspeien kann, geht heut hier unten vorbei. Lauter Pärchen . . . er mit der roten Rosette im Knopfloch, sie mit der roten Schärpe am Kleid. Na, überhaupt — das ist eine verdeubelte Zeit jetzt. Vorhin haben sich zweie gerade unter meinem Fenster geküßt. Am hellen Mittag! Auf offener Straße! Wahrscheinlich haben sie gedacht: Hol euch alle der Kuckuck! — Crusius, da ist mir schwummrig geworden!"

Er ächzte jetzt beim zweiten Stiefel. Sein Kollege drüben richtete sich auf, daß die neue Chaiselongue knackte.

„Der Frühling blüht auf Hald' und Heid',
Auch ich möcht' einmal blü-hü-hen!"

sang er anzüglich vor sich hin. Aber da ward Richard Wilke unwirsch.

„Quatsch!" sagte er. „Da ist gar nichts zu ulken!" Er trat ein paarmal dröhnend mit dem Absatz auf, bis der Fuß ordentlich darin saß. „Es gefällt mir in meiner eigenen Haut nicht mehr. Wir wollen's heut wegspülen — bei Hoermanns gibt's ja guten Stoff. Ich wär' so weit."

Wenn nur nicht zu viel Menschen da sind, dachte der Lange, als sie schweigend durch die sonnigen Straßen gingen.

Aber es hatten sich nur ein paar Kollegen von Walter eingefunden, ärztliche Anfänger wie er selber, und der eine von ihnen, Josua Ehlers, hatte verabredetermaßen seinen alten Herrn mit herausgeschleppt, eine Hünengestalt mit wallendem Backenbart.

„Ehlers!" hatte der feiner und zierlicher wirkende Professor gesagt und dem früheren Intimus beide Hände entgegengestreckt, „liebster Freund!" Auf der Universität waren sie einst unzertrennlich gewesen, nun pflegten die Söhne die Freundschaft weiter. Und schon beim Kaffee auf dem Mont Midi schwelgten die zwei Grauköpfe in Erinnerungen und blieben auch dann sitzen, als die Jugend das große Segelboot besetzte und auf den sonnengebadeten See hinausfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

# Das Gänsemädchen.*)

Von Hanns Heinz Ewers.

So war es auf Wohland: die alte Herrin — sie war gar nicht so alt damals, fünf- oder sechsundvierzig vielleicht —, dann das Gesinde. Und, irgendwo herumlaufend, das kleine Mädel Andrea.

Kein Mensch kümmerte sich um sie, am wenigsten die Großmutter. Wie Unkraut wuchs sie auf.

Die Leute nannten sie Fundvogel, das hatte die alte Griet aufgebracht, die Beschließerin, die das Leinen unter sich hatte. Fundvogel — weil sie eines Tages da war, wie vom Himmel geschneit. Dann auch, weil sie immer verloren ging, immer gesucht wurde — am Bach fand man sie, oben auf der Erle hockend, schlafend in der Scheune, im Futtertrog bei den Kühen. Aber bald suchte sie niemand mehr, nur der Name blieb ihr: Fundvogel.

Einmal kam sie zur Großmutter, fragte: „Was soll ich tun?"

Die Zentgräfin hatte keine Zeit für die Kleine, im Reitkleid stand sie da, mit hohem Hut, von dem die lange Straußfeder wippte. Pittje, der Reitknecht, schlug die Hände ineinander, sie trat hinein, schwang sich aufs Pferd — zur Reiherbeize ritt sie mit ihren Falken.

Und sie rief lachend aus dem Sattel heraus: „Was du tun sollst? Geh — hüt' die Gänse!"

Da lief die Kleine zu den Stallungen. „Was willst du, Fundvogel?" fragte der Stallschweizer.

„Die Gänse will ich," begehrte sie, „und du mußt sie mir geben!" Also schnitt ihr der Schweizer eine lange Weidengerte, oben waren ein paar Zweige dran, Blätter auch.

Und sie trieb die Gänse — siebenunddreißig große Vögel und elf Gosseln — über den Schloßhof, durchs Tor und über die Brücke. Durch den Park hinaus auf die Wiesen.

Nun hütete sie jeden Tag die Gänse. In einem Beutel um den Hals trug sie ihre Butterbrote, die aß sie, wenn die Sonne hoch am Himmel stand. Abends erst kam sie heim, lief in den Stall, trank ihre Milch. Fünf Jahre war sie damals alt, barfüßig lief sie herum.

Die Großmutter lachte.

*

Einmal, am späten Sommernachmittag, schlief sie unter den Weiden am Düsterbach, da schwammen ihre Gänse herum. Auf die paßte der alte Ganser auf, den sie Philipp nannte — der war ihr guter Freund, mit dem sie ihr Mittagbrot teilte.

Da schrak sie auf, ein heißer Hauch schlug ihr ins Gesicht. Sie öffnete die Augen — ein riesiger Kopf dicht über ihr, braun, weiß unten — ein mächtiges Maul voll gelber Zähne. Warmer Schaum tropfte ihr ins Gesicht.

Sie schrie auf, griff mit beiden Händen in die weichen Nüstern, krallte sich fest in ihrer Angst. Der Gaul warf den Hals zurück, riß sie mit hoch. Da ließ sie los, sprang weg, barg sich hinter dem Weidenstamm. „Philipp!" heulte sie, „Philipp!"

Mit aufgerichteten Flügeln, wütend zischend, pfeifend und fauchend stieß der Ganser heran, schlug den starken Schnabel gegen das Bein des Pferdes. Und im Augenblick waren die Gänse da, aus dem Wasser und die Böschung hinauf. Eine ganz junge griff noch an, flatterte hoch. Die anderen schlugen mit den Flügeln, schnatterten, knatterten, ratschten.

Das Pferd scheute, suchte sich hochzuheben auf der Hinterhand, sprang dann zur Seite. Da saß einer im Sattel, verlor die Bügel, hatte alle Mühe, sich oben zu halten.

Dann aber brach der Sturm, ganz plötzlich, wie er gekommen war.

Der Gänserich war der Kluge, er erkannte das Pferd. O je, das war doch die alte Lene, mit der er sich gut vertrug seit manchen Jahren — die Lene, zu der er manchmal in die Streu kam, hinein in ihre Box, wenn's ihm zu dumm war bei dem Gänsevolk! Im Augenblick schob er die Flügel ein, hörte auf zu zischen, fuhr mit dem Hals über der Stute Fuß — liebkosend fast. Und sogleich erstarb das Gelärm der aufgeregten Gänse.

„Komm doch hervor hinter deinem Baum!" rief eine helle Stimme. Das Gänsemädchen wagte sich vor.

Auf der alten Lene saß ein blonder Junge, sechs Jahre älter als sie — ihr aber kam er sehr groß vor.

„Bist du der Fundvogel?" fragte er.

„Ja," flüsterte sie.

„Ich bin der Jan," sagte er, „ich bin dein Vetter. Ich bin zu den Ferien auf Wohland. Ich soll dich heimholen, hat die Großmutter gesagt."

„Nein," sagte das kleine Mädchen, „ich muß die Gänse hüten. Ich komm, wenn's Abend ist."

„Es ist doch Abend!" rief der Junge. „Kletter hinauf zu mir, Barfüßel!"

Sie blickte auf, sah, wie tief schon die Sonne stand. So lange hatte sie geschlafen —?

Sie reichte dem Buben ihre Gerte hinauf, machte sich an die Arbeit — das war nicht leicht. Sie kletterte hoch am Vorderbein, hielt sich an der Mähne — gutmütig wandte die Stute den Kopf, schaute ihr zu. Ein paarmal rutschte sie herunter, aber sie gab nicht nach, versuchte es stets von neuem. Dann hing sie mit der Rechten am Bügelriemen, mit der Linken an der Mähne — der Junge bog sich herab, zog und riß sie hinauf. Schließlich gelang es, rittlings saß sie vor ihm im Sattel, verschnauft und sehr außer Atem. Froh war sie, daß sie glücklich oben war — froh war auch der Bub — und die alte Lene nicht minder. Kein anderer Gaul hätte sich solche Kletterpartie gefallen lassen.

Sie waren im Stall, der Junge griff in die Tasche, holte Zucker heraus. Das Mädchen nahm die Stücke — nein, sie hatte keine Angst vor dem großen Tier — schob ihre kleine Hand tief ins Maul hinein. Die Lene schüttelte mißbilligend den Kopf — so kann man doch nicht Zucker nehmen!

Jan zeigte dem Fundvogel, wie man's macht — hübsch auf die flache Hand legt man den Zucker.

„Zeig' deine Finger," forderte Jan. „Geh doch — wie schmutzig sie sind! Den Hals könntest du dir auch einmal waschen. Wer sorgt denn für dich?"

„Das Katerlischen," sagte Fundvogel.

Der Junge hob seine Stimme und schrie über den Hof: „Katerlischen! Katerlischen!"

Im Eilschritt kam die große, flachshaarige Magd daher, aber dem Knaben schien's nicht schnell genug. „So lauf doch," rief er ihr zu, „lauf, du faules Katerlischen! Heb die Röcke, wenn ich rufe!"

Da fegte die Magd heran; der Bub deutete auf das Mädel. „Nimm sie mit dir, Katerlischen," befahl er. „Bring sie in Ordnung, zieh ihr ein reines Kleid an, sie soll heute abend mit uns am Tisch essen, hat die Großmutter gesagt. Und schau dir ihren Hals an — der ist seit drei Wochen nicht gewaschen. Daß du mir besser acht gibst auf das Kind, Hände und Füße — alles! Hörst du, Katerlischen?"

„Ja, junger Herr," antwortete die Magd.

Jan ging; ohne sich umzuwenden, schritt er dem Schlosse zu. Die beiden starrten ihm nach mit offenen Mündern und weit aufgerissenen Augen.

„Komm, Fundvogel," sagte das Katerlischen und nahm die Hand der Kleinen.

Sie saßen zum Nachtmahl in dem großen Saal, die drei allein an dem langen Tisch. Sehr rein war das Mädel gewaschen, das hatte manche Träne gekostet und heißen Kampf mit dem Katerlischen. Die Haare waren eng über den Scheitel gestrichen, hinten waren zwei kleine, rosagebänderte Zöpfchen, die so fest gedreht waren, daß sie aussahen wie abstehende Schweinsschweiferln. Sie trug ein hellgrünes Kleidchen, frisch gestärkt und gebügelt, das kratzte sie am Hals. Weiße Strümpfe dazu und schwarze Schuh, die sie tüchtig drückten.

Die Großmutter lachte.

Auf dem hohen Stuhl saß die Kleine, kaum mit der Nase guckte sie über den Tisch. Der lange Klaas Schiettekatte, der aufwartete mit weißen Baumwollhandschuhen auf den mächtigen Pfoten, schob ihr mitleidig ein paar Kissen unter. Er wollte ihr das Fleisch zerschneiden, aber die Großmutter sagte: „Laß sie, Klaas, sie soll allein fertig werden."

Fertig wurde sie mit allem, was er ihr auf den Teller gab. Aber wohl war ihr nicht dabei. Nichts schmeckte ihr an diesem Abend, nicht einmal ihre Milch. Im Kuhstall war's besser.

---

*) Aus des Dichters neuem Roman „Fundvogel", der die Umwandlung einer Frau in einen Mann behandelt. Sieben-Stäbe-Verlags- und Druckereigesellschaft m. b. H., Berlin.

---

## Die Rache des Schwiegersohnes.

Ein junger Gütler aus Schwandorf hatte unlängst geheiratet und als Mitgift unter anderem eine böse Schwiegermutter erhalten, die ihm das Leben im Hause zur Hölle machte. Eines schönen Tages, als wegen einer Nichtigkeit ein neuer Streit ausgebrochen war, glaubte sich der junge, geplagte Schwiegersohn am Ende seiner Kräfte und Geduld und stieß die furchtbare Drohung aus: „Ich bin es satt, mache ein Ende und hänge mich auf!" Insgeheim dachte er aber nicht im entferntesten an seinen Selbstmord, da es sich wirklich nicht lohnte, sich einer Schwiegermama wegen das junge Leben zu nehmen. Ein anderer teuflischer Plan lag seiner Drohung zugrunde.

Das Aufhängen blieb in Kraft, bloß hatte er ein ungefährliches Objekt zum Opfer seiner Rachelust erwählt. Nachts, als alles schlief, schlich er sich in den Stall, stopfte den mitgebrachten Anzug mit Heu aus, stülpte einen Hut darüber, band der Puppe einen Strick um den Hals und hängte sie an einem Baum auf. Dann verließ er das Gehöft, um bei Verwandten den Rest der Nacht zu verbringen.

Am nächsten Morgen entdeckte die Schwiegermutter das „Unglück". Beim Anblick des „lebenden Leichnams" gebärdete sie sich wie wild, schob sich die Schuld an der Tragödie des jungen Mannes zu und versprach, sich nie mehr in die Eheangelegenheiten junger Leute zu mischen und dort Unheil zu säen. Ihr böses Gewissen beruhigte sich aber etwas, als der vermeintliche Selbstmörder frisch und munter nach Hause zurückgekehrt war. Der überraschten Schwiegermutter gab er vor, soeben aus dem Krankenhause entlassen worden zu sein, wohin man ihn nach seinem Selbstmordversuch geschafft hatte.

Der sinnige Einfall des geplagten Schwiegersohnes hatte weiteren Auseinandersetzungen ein Ende bereitet, denn schon am nächsten Tage verließ die Schwiegermutter gnädig das Haus. Somit hat auch diese Geschichte ihren Abschluß gefunden.

## Das staatsfeindliche Operettenmanuskript.

Alles ist schon dagewesen, aber daß die Musik, diese völkerversöhnende Gottheit, zum Verräter gestempelt wird, sich als Mittel zum Zweck dunklen Gelüsten von Verrätern und Spionen hergeben muß, davon verlautet noch nichts. Und doch spielte sich neulich in Nizza ähnliches ab.

Eines Tages herrschte große Erregung in der Stadt. Die Polizei hat zwei Personen festgenommen, die sie im Verdacht hat, sie hätten für eine fremde Macht Spionage getrieben. Die tüchtigen Beamten entwerfen einen Plan, wie sie die staatsfeindlichen Schurken am besten überführen könnten, umringen das Haus, dringen hinein und durchsuchen die Wohnung der beiden Verdächtigen, ohne ein besonderes, ausschlaggebendes Resultat zu erzielen. Erst zuletzt entdeckt ein gescheiter Beamter zu seiner Genugtuung ein in einer seltsamen Schrift verfaßtes Buch. Triumphierend eilt er mit dieser schlagenden Beweiswaffe in das Militärdepot, das dieses Dokument auf dem schnellsten Wege dem Kriegsministerium übersendet. Denn es besteht kein Zweifel, das Schriftstück, in einer geheimen Chiffresprache geschrieben, ist ein Spionagedokument gefährlichsten Ausmaßes. Aber es ist gar nicht so leicht, es zu entziffern, ausgedehnte Korrespondenzen werden geführt, alle technischen Hilfsmittel werden zu einer Verständigung aufgerufen. Nach langen, mühevollen Erhebungen und Nachforschungen kommt man zu einem immerhin seltsamen Resultat.

Das geächtete Dokument entpuppte sich als eine harmlose Operettenpartitur, die der eine „Spion" in einer neuen Notenschrift niedergelegt hat. Das ist der lächerlich klingende Schlußakkord in dieser musikalischen „Spionage-Komödie".

---

## Erweiterung des Erlebnisraumes.

Der Beruf, der Erwerbskampf streben danach, den Menschen zu vereinseitigen. Ganz natürlich: nur wer sich selber festhält, wer erprobte Methoden und klare, dauernde Gesinnungen folgerichtig durchs Dasein zu tragen weiß, hat Aussicht auf Erfolg. Aber die unerwünschte Kehrseite dieses Festhaltens an sich selbst ist jene Verengung des Geistes, jene Verringerung der Aufnahmefähigkeit, über die heute gerade die tüchtigsten Menschen zu klagen pflegen. Vor lauter Mühen um eine männliche Erfüllung des Daseins schwindet ihnen oft dasjenige, was das Dasein lebenswert macht, unter den Händen weg — und hier ist die Stelle, wo der ewige Dienst der Kunst am Menschen beginnt. Sie holt ihn aus seiner Einseitigkeit heraus, sie vermittelt ihm Erlebnisse, die ihm sonst fremd geblieben wären. Und gerade die Kunstzeitschriften mit ihrem über Zeit- und Raumgrenzen gehenden Blick sind die wirksamsten Organe, die sich die Kunst geschaffen hat, um diesen ihren großen Dienst am Menschen zu üben. — Wir durchblättern das soeben erschienene Dezember-Heft der Darmstädter Kunstzeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" (Herausgeber Hofrat Dr. Alexander Koch) und finden uns alsbald in den Mittelpunkt eines reichen künstlerischen Geschehens gestellt. Eine ganze Schar von Künstlerpersönlichkeiten zieht am Auge vorüber, jede mit einer besonderen Weise des Lebens, jede mit einem besonderen Weltbild voll eigener Empfindungen, Begeisterungen und Träume ausgestattet. Die klare, linienstrenge Welt des neuen Realismus erscheint bei „Schrimpf", zarte Träume und Märchen weben bei „Anto-Carte", seltsam und geistig beziehungsreich ist der Stilismus eines „Jean Lurçat". Das Reich üppigen gesellschaftlichen Daseins entfaltet sich bei dem Pariser „Pierre Gerber", eigentümlich deutsch und eindringlich ist die Landschaft bei dem Westfalen „Josef Wedewer" gesehen. Das Hitzige und Südliche vertritt „van Gogh" (mit Abbildungen von der Hannoveraner Ausstellung dieses Jahres), neue plastische Werke des in Paris arbeitenden Deutschen „Johannes Ilmari" zeigen einen hohen, strengen und doch liebenswürdigen Geist. — Gerade die freie Art, mit der dieses Heft der rühmlich bekannten Kunstzeitschrift auch außerdeutsche Künstler heranzieht, verleiht seiner Information einen großen Zug; denn nichts ist fesselnder und unterrichtender als eine Belehrung darüber, wie auch jenseits der Landes-Grenzen die Künstler um Probleme ringen. — Von großer Wichtigkeit ist dann die architektonische und kunstgewerbliche Abteilung des Heftes; so z. B. das herrlich gelegene und im Innern vorbildlich durchgeführte Landhaus des Architekten Ernst Schwadron, so der hochinteressante Versuch der Lincrusta-Möbel von F. A. Breuhaus. Ein rascher Ueberblick über die neuesten kunstgewerblichen Schöpfungen schließt das Heft ab. Man findet da Bucheinbände, Mappen, neue venezianische Kunstgläser, Teppiche, Dekorationsstoffe — Dinge, die jeden angehen, die über die Wandlungen des Zeitgeschmackes anschaulich unterrichten und so eine wichtige Geschmacksschulung bedeuten. Abhandlungen hervorragender Fachleute begleiten die Illustrationen, die heute wie je das Beste sind, was die moderne Drucktechnik zu bieten hat.

**„Deutsche Kunst und Dekoration"**, Illustrierte Monatshefte für Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe, Gärten, Frauen-Arbeiten. Weihnachtsheft mit 75 Abbildungen, darunter eine farbige und drei Sepiaton-Drucke. Einzelpreis M. 3—. Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Darmstadt.

## Gedenktage.

27. November.

Der Dichter des „Narciß". Wer ist das? Und muß man nicht zunächst fragen und sagen, was denn der „Narciß" ist? Denn dieses Trauerspiel, das im Jahre 1856 zuerst gespielt wurde und einen Erfolg hatte wie vor Sudermanns „Ehre" kein deutsches Theaterstück, ist heute vergessen. Sein Autor, Albert Emil Brachvogel, der vor 50 Jahren, am 27. November, starb, ist viel eher noch bekannt als Verfasser des Romans „Friedemann Bach", dem das Interesse für die historischen Persönlichkeiten noch heute immer neue Leser zuführt, während „Narciß", einst die Glanzrolle eines Dessoir, von den Bühnen wohl ganz und gar verschwunden ist. Damals aber erkannte das Publikum in der Figur des „Narciß" seine Generation. „Als wäre er ein Nathan, ein Posa, so ward Narciß beklatscht," schreibt Rich. M. Meyer; „man erlebte den Uebergang von dem kritischen Räsonnement zur Tat auf der Bühne mit. So ward ein schlechtes Drama ein bedeutsames Symptom, ein Vorbote für die Tätigkeit der Dühring, der Haeckel, der Treitschke: der mächtigen Agitatoren, die auf die Kritiker, die Satiriker, die Betrachter und Essayisten folgten." Brachvogel war am 29. April 1824 in Breslau geboren. Er wurde Buchhändler, dann Graveur, Theatersekretär und lebte schließlich als Schriftsteller in Berlin, wo er auch starb. Kein anderes Werk erreichte den Erfolg des „Narciß", obschon seine gesammelten Schriften 10 Bände umfassen. „Friedemann Bach" wird sich noch lange der Gunst erfreuen, die ihm durch den Familiennamen des Titelhelden zugeleitet wird.

## Aus aller Welt.

**Im Ruhrgebiet** ist ein Kampf entbrannt. Arbeitgeber und Arbeitnehmer stehen sich in geschlossenen Fronten gegenüber. Wie sieht so ein Kampf aus? Die neueste Nummer der „Münchner Illustrierten Presse" (Nr. 48) gibt in zahlreichen Bildern auf diese Frage Antwort. — Von aktuellen Bildern nennen wir die Aufnahmen vom Ausbruche des Aetna. — Nach Copacabana, dem Monte-Carlo Brasiliens, führt uns ein interessanter Bilderaufsatz — „Am grünen und am weißen Tisch" nennt sich eine Bilderfolge von Diplomaten-Diners, wie man sie selten in solcher Ursprünglichkeit und Unbefangenheit sieht. — Karl Arnold zeichnete eine Bilderserie „So fängt es an". — Der Unterhaltungsteil dieser Nummer ist besonders reichhaltig; es seien die Erzählungen von Michael Joyce, E. Caren und Erik Zetterstroem hervorgehoben.

**Von der Quitte und ihrer Geschichte.** Zu den Früchten, die erst im Spätherbst reifen, gehört die Quitte (Cydonia vulgaris), die von der Insel Kreta stammen soll, weil man sie einst nach der nordkretischen Stadt Kydonia benannte. Obgleich die gelbglänzenden apfel- und birnenförmigen Früchte roh ungenießbar sind, hat man die „Goldenen Aepfel", wie sie die alten Römer nannten, schon in früher Zeit geschätzt, ja, sie waren bei den Griechen sogar der Göttin Aphrodite geweiht und galten als Geschenke der Liebe. In der altrömischen Küche bereitete man aus den Quitten eine Art Met, indem man die Früchte in Honig legte und dann ein ganzes Jahr stehen ließ. Auch in Deutschland verwendete man die Quitte, die althochdeutsch „chutina", im 9. Jahrhundert „Krähenfuß", aber schon im 12. Jahrhundert „Quitte" genannt wurde, in der Küche, außerdem aber auch in der Heilkunde, da die aus Quitten bereiteten Gelees und Marmeladen besonders als Magen- und Darmstärkungsmittel sehr beliebt waren. Der in den Samenschalen der Quitten enthaltene Schleim wird noch heute in der Medizin, und zwar hauptsächlich als wässeriger Auszug, zur Heilung von Augenentzündungen, wie auch bei der Herstellung von Schönheitsmitteln angewendet. Quitten kann man mit Vorteil auch auf die ihnen nahe verwandten Weißdornsträucher und Ebereschen pfropfen und anderseits wieder Birnen durch Pfropfung auf eine Quitten-„Unterlage" veredeln.

**Hungersnot und Mädchenhandel in China.** In der chinesischen Provinz Schantung besteht seit einigen Monaten eine große Hungersnot. Besonders im Nordosten dieser Provinz ist die Not außerordentlich groß. Heuschrecken gelten als Delikatessen. Durch diese Hungersnot ist wieder ein starker Mädchenhandel entstanden. Ungezählte Familien verkaufen ihre Töchter in andere Provinzen, besonders nach der Provinz Schansi. Dort fehlen nämlich Frauen, weil die Bewohner von Schansi, als vor einigen Jahren einmal bei ihnen eine Hungersnot eingekehrt war, große Scharen von Mädchen in andere Provinzen verkauften. Der Preis der jetzt in Schantung verkauften Mädchen geht bis auf 800 Mark nach deutschem Geld hinauf; viele Mädchen werden aber auch schon zu niedrigeren Preisen verkauft.

## Fröhliche Ecke.

**Kein Wunder.** Kiff ist kein Apollo. Kiff ist häßlich wie die Nacht. Kiff erzählt seinem Freunde: „Fabelhaft! Gestern war ich im Zoo und habe keinen Eintritt zu bezahlen brauchen." — „Das wundert mich nicht; mich wundert nur, daß sie dich wieder 'rausgelassen haben."

**Wildwest-Gerichtsbarkeit.** Richter: „Wie lautet das Urteil der Geschworenen?"

Obmann: „Wir haben uns auf unschuldig geeinigt, empfehlen aber dem Angeklagten es nicht wieder zu tun."